



Starke Volksschule St. Gallen

kontakt@starkevolksschulesg.ch
www.starkevolksschulesg.ch

Medienspiegel Woche 27 / 2015

NZZ, 27.6.2015

Nachteilsausgleich in der Schule

NZZ am Sonntag, 28.6.2015

Kindergärten - Spielen statt Pauken

Communiqué der Initianten, 30. Juni 2015

[Die Abstimmung zum Lehrplan 21 im Kanton Schwyz kann nicht verhindert werden](#)

Südosstschweiz, 01.07.2015

Schule ist so vereinheitlicht wie noch nie

Tagblatt, 1. Juli 2015

Eine Generation von Egomanen

Tagblatt, 2. Juli 2015

Falsche Propheten der Schulentwicklung

srf, 2. Juli 2015

Frühenglisch: Es bringt nichts

Tagblatt, 03.7.2015

Leserbrief: Für praxisnäheren Lehrplan

srf, 3.7.2015

«Arena»: Harmonisierung der Volksschulen: Fluch oder Segen?

[Sendung](#)

Sind Sie schon Mitglied in unserem Verein? Anmeldung unter: info@starkevolksschulesg.ch

Unterstützen Sie unsere Bemühungen mit einem finanziellen Beitrag auf

PC-Konto 61-562879-4 (IBAN: CH 48 0900 0000 6156 2879 4)

Für unsere Kinder - besten Dank

NZZ, 27.6.2015

Nachteilsausgleich in der Schule

Gleichstellung mit Optimierungspotenzial

Trotz einer Legasthenie die Gymiprüfung bestehen? Das muss möglich sein. Betroffene haben einen Rechtsanspruch auf Kompensation ihrer Behinderung. Aber jeder einzelne Fall ist eine Herausforderung.

von Walter Bernet

Der Fall warf unlängst hohe Wellen: [Die Gemeindeversammlung von Dürnten entschied, einem Mitbürger sei eine Viertelmillion Franken zurückzubezahlen.](#) Dieser hatte wegen einer Lese- und Rechtschreibschwäche nie eine Steuererklärung ausgefüllt und konnte sich gegen die viel zu hohen Steuerforderungen auch nicht wehren. Er zahlte, bis ihm nichts mehr blieb. Dass Dyslexie eine Störung ist, die nicht zu ungerechten Benachteiligungen führen darf, scheint eine gut verankerte Norm zu sein.

Im Umfeld der Schulen und Universitäten wird es komplizierter. Ist es nicht eine Bevorzugung gegenüber anderen, wenn man einen motorisch beeinträchtigten Schüler die Gymiprüfung mit dem Computer schreiben lässt? Erst vor zwei Monaten hat das Bundesgericht gegen ein St. Galler Gymnasium und die kantonalen Rekursinstanzen entschieden, dass der Beeinträchtigung des jungen Bewerbers Rechnung zu tragen ist und er die Prüfung nochmals machen darf – mit dem Computer. Im Einzelfall, so scheint es, ist die Norm nur mit Schwierigkeiten fair anzuwenden.

Grosse Nachfrage nach Rat

Lehrkräfte, die solchen und anderen Defiziten ihrer Schülerinnen und Schüler mit Hilfestellungen – etwa vergrösserten Prüfungsblättern bei Sehschwäche – begegneten, hat es immer gegeben. In den letzten Jahren ist der sogenannte Nachteilsausgleich aber zu einem grossen Thema geworden. Das hat einerseits damit zu tun, dass spätestens seit dem Inkrafttreten des Behindertengleichstellungsgesetzes 2004 ein Rechtsanspruch auf Ausgleich besteht. Andererseits haben sich die Bedingungen in den Schulen aller Stufen verändert. An der Universität Zürich zum Beispiel haben 2014 gegen 300 Studierende einen Nachteilsausgleich beansprucht, 90 Prozent mehr als noch im Vorjahr. Als ein Grund dafür wird das Bologna-Modell mit seinen sich pausenlos folgenden Prüfungen genannt. Bei den Zürcher Gymiprüfungen hat sich der Hinweis auf den Nachteilsausgleich auf dem Anmeldeportal ausgewirkt. Und in der Volksschule hat das Prinzip der Integration Behinderter in die Regelklassen das Problem akzentuiert.

Dies spiegelt sich in einer Vielzahl von Empfehlungen, Richtlinien und Artikeln von Ämtern, Rektorenkonferenzen, Institutionen der Heilpädagogik und Behindertenverbänden, die – [etwa im Fall des Zürcher Volksschulamts](#) – recht praxisnah und durchwegs neueren oder neuesten Datums sind. Wie gross die Nachfrage nach Rat und Hilfe ist, hat am vergangenen Samstag eine von 400 Personen besuchte Tagung des Verbands Dyslexie Schweiz zum Thema in Zürich bewiesen.

Beim Nachteilsausgleich handelt es sich um individuelle Massnahmen, die Benachteiligungen – etwa in Prüfungen – kompensieren. In den Volksschulen werden diese Massnahmen in der Regel in den Standortgesprächen vereinbart und schriftlich festgehalten. Voraussetzung ist eine von

Fachpersonen diagnostizierte Funktionsstörung, also eine dauerhafte Behinderung. Das können Dyslexie oder Dyskalkulie, körperliche Behinderungen, Störungen im Autismus-Spektrum sowie der Aufmerksamkeit und Hyperaktivität oder auch chronische Krankheiten sein. Grundprinzip ist, dass am Kern der Lehr- und Leistungsziele keine Abstriche gemacht, aber die Wege zu deren Erreichung der Störung angepasst werden.

Unterschiedliche Handhabung

So weit, so klar. Die Schwierigkeiten ergeben sich in der Praxis. Anschaulich schildert das etwa der Mittelschullehrer Daniel Kunz in der März-Ausgabe der «Schweizerischen Zeitschrift für Heilpädagogik». Er hat an der Kantonsschule Zürich Nord seit 2007 vor allem bezüglich Lese-Rechtschreib-Störungen Pionierarbeit geleistet, die nach anfänglichem Widerstand zu verbindlichen Richtlinien der Schulleiterkonferenz der Mittelschulen geführt hat. Diese würden allerdings bis heute sehr unterschiedlich gehandhabt, schreibt Kunz.

Besondere Aufmerksamkeit und intensive Kommunikation erfordern laut Kunz Schul- und Stufenwechsel oder Repetitionen. Immer öfter machten Eltern plötzlich «Schwächen» ihres Nachwuchses geltend, wenn der Probezeit-Entscheid näher rücke. «Nicht ganz hinreichende Belege für eine Rechtschreibschwäche» stehe dann in den eilig angeordneten Beurteilungen der Fachstellen etwa. Das führe zu vielen Gesprächen und Schriftwechseln, aber nie zu Vereinbarungen betreffend Nachteilsausgleich. Weiterbildung und Information für Lehrpersonen seien gefragt.

<http://www.nzz.ch/zuerich/gleichstellung-mit-optimierungspotenzial-1.18569739>

NZZ am Sonntag, 28.6.2015

Kindergärten – Spielen statt Pauken

Vor 175 Jahren gründete Friedrich Fröbel in Deutschland den ersten Kindergarten – und revolutionierte damit die Vorschule rund um den Erdball. An keiner anderen pädagogischen Einrichtung entzündeten sich heute mehr bildungspolitische Diskussionen.

von Nicole Althaus



Das ovale Dach des Fuji-Kindergartens in Tokio ist Laufbahn und Spielplatz zugleich. (2007) (Bild: Katsuhisa Kida / Fototeca)

Die Vorgabe für den innovativsten Kindergarten der Welt bestand aus einem einzigen Satz: Bau uns ein Haus, in dem die Kinder so sein können, wie sie von Natur aus sind. Heute rennen die kleinen Kinder joyfully über das ovale Dach des Fuji-Kindergartens mitten in Tokio. Antreiben muss sie niemand, sie rennen freiwillig und gerne im Kreis, manche legen über fünf Kilometer an einem Tag zurück.

Der Architekt Takaharu Tezuka hat bei seinen eigenen Kindern beobachtet, dass sie häufig Runden um den Garten drehen, um ihr Revier zu «markieren» und den Bewegungsdrang zu stillen. So entstand 2007 die Idee für das offene ovale Gebäude, dessen Dach als Spielplatz genutzt wird: Manchmal sitzen die Kinder am Rand, lassen die Beine baumeln und beobachten das Geschehen in den offenen Unterrichtsräumen darunter, oder sie klettern auf einen der Bäume, die durch das Dach wachsen und eine «kleine Dosis Gefahr» in den heute oft totalüberwachten Kinderalltag zurückbringen.

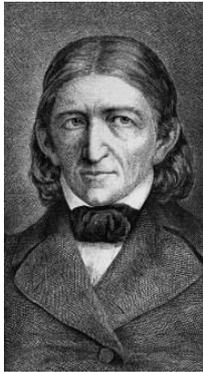


Keine Wände, kein Zwang: Kinder lernen, was gerade ansteht. (Bild: Katsuhisa Kida / Fototeca)

Stundenplan gibt es keinen, die Schüler pendeln nach Lust und Laune zwischen drinnen und draussen. Dafür gibt es lange Wartelisten für einen Platz in der Vorschule, die heute in Tests hervorragend abschneidet. Dies dank einer simplen Erkenntnis, die Friedrich Fröbel, der geistige Vater des Kindergartens, vor exakt 175 Jahren formuliert hat: Kleine Kinder können gar nicht anders als lernen. Man muss ihnen bloss die Umgebung bieten, die ihre Neugierde fördert statt verhindert.

Wenn Fröbel das ovale Schulgebäude mitten in Tokio sehen und der Internetvorlesung des Architekten Takaharu Tezuka folgen könnte, wäre er wohl doppelt verblüfft: einerseits darüber, wie global und radikal wortwörtlich seine 1840 formulierte Idee eines «Gartens für Kinder» als Ort des selbstgesteuerten Wachstums und Gedeihens umgesetzt wurde. Andererseits über die totale Umkehr der erzieherischen

Agenda: War man vor 175 Jahren vorab darum besorgt, dass die Kleinen nicht zu viel Zeit unkontrolliert verbrachten, so muss man heute dafür kämpfen, dass sie das überhaupt noch können und dürfen. Von Amerika bis Japan wird zurzeit heftig diskutiert, wie akademisch das Curriculum kleiner Kinder sein soll und wie viel Freiheit und Natur sie brauchen. Viele Zürcher Kindergärten haben einen Waldtag eingeführt, damit die Zöglinge nicht nur aus dem Bilderbuch erfahren, was ein Baum ist. Es sieht also ganz so aus, als ob man sich in der globalisierten und auf Effizienz getrimmten Welt des neuen Jahrtausends wieder stärker auf das pädagogische Grundprinzip zurückbesinne, das Fröbel 1840 formuliert hatte: Bildung geschieht im und durch das Spiel, und Erziehung ist die Hilfe zur Selbstentfaltung. Die Schriften des Pädagogen, der einige Zeit bei Pestalozzi in der Schweiz verbracht hatte, mögen heute pathetisch anmuten, doch seine Ideen waren visionär: Weltweit haben Länder den Begriff «Kindergarten» entlehnt (etwa China und Japan) oder sogar wie im angelsächsischen Sprachraum wörtlich übernommen. Und das Spiel ist heute Mittelpunkt jeder Kleinkinderpädagogik. Dem durchschlagenden Erfolg von Fröbels Idee steht allerdings der andauernde Kampf des Kindergartens um gesellschaftliche und bildungspolitische Anerkennung gegenüber, der bis heute nicht ausgefochten ist. «Kindergarten ist für weite Kreise der Deutschschweiz nicht Schule, dieses Abgrenzungsmotiv gehört zum Kernbestand seiner pädagogischen Identität», sagt Bildungshistoriker Andreas Hoffmann-Ocon. Wie stark es bis in die Gegenwart wirkt, konnte man 2003 am Nein des Zürcher Stimmvolks zur Grund- oder Basisstufe sehen und zuletzt an der vehementen Kritik am Lehrplan 21, der für den Kindergarten bindende Lernziele setzt.



Friedrich Fröbel

1882 geboren, verliert Fröbel seine Mutter, noch bevor er zwei Jahre alt ist. Dem Buben fehlen Zuwendung und Förderung. Der Problemschüler zieht zu seinem Onkel nach Stockholm. Erst als Erwachsener studiert er in Jena Mathematik und Naturwissenschaften. Durch Zufall macht er die Bekanntschaft eines Pestalozzi-Anhängers. Begeistert reist er zum Pädagogen in die Schweiz und findet seine Berufung. Fortan wirkt er als Lehrer. 1826 veröffentlicht er sein Hauptwerk «Die Menschenerziehung» und richtet seinen Fokus auf das Kleinkind. Die pädagogische Anerkennung jedoch bleibt ihm bis zum Tod 1852 verwehrt.

(Bild: Interfoto)

Singen, Beten, Auswendiglernen

Sowohl der Erfolg wie auch der Anerkennungskampf des Kindergartens lassen sich aus seiner Geschichte heraus erklären. Diese reicht bis in die Zeit der Aufklärung zurück. Bereits 1780 skizzierte der Schweizer Pädagoge Johann Heinrich Pestalozzi in seinem Erziehungsroman «Lienhard und Gertrud» die Idee eines Kinderhauses für bedürftige Kinder, die nicht nur betreut, sondern auch gefördert werden sollten. Zwischen 1750 und 1850 entstand in Deutschland, aber auch in der Schweiz nämlich eine Vielzahl von Stätten, in denen Kleinkinder versorgt wurden. «Warteschule» nannte man sie oder «Hüteschule» und «Bewahranstalt». Allen gemeinsam war, dass sie im Gegensatz zur Schule keine staatlichen Einrichtungen waren, sondern von wohlthätigen, oft christlichen Vereinen gegründete Anstalten.



Singspiele im Pariser Kindergarten von Moulin-Vert 1929. Als Bestandteil der Fröbel-Pädagogik gehören sie bis heute zum Vorschul-Alltag.

(Bild: Albert Harlingue / Roger Viollet / Ullstein)

Die Erwerbstätigkeit der Mütter in den «arbeitenden Classen» war schon vor der Industrialisierung weit verbreitet, wurde mit der Fabrikarbeit aber akut. Kleinkinder wurden zu Hause eingesperrt, was häufig zu Unfällen führte, oder von älteren Geschwistern beaufsichtigt, die auf der Strasse herumlungerten und die Schule verpassten. Nicht die Bildung, sondern die Arbeitstätigkeit der Mutter war also das Hauptmotiv für die Gründung von Kleinkinderstätten. Viele waren mit 100 oder mehr Kindern in einem Raum und einem Personalschlüssel von 1:50 in der Tat reine Verwahranstalten. Die Ausstattung war kärglich, Spielzeug gab es kaum, der Stundenplan bestand aus Gesang und Gebet, Auswendiglernen von Versen und Sprechübungen.

Der Kindergarten war nicht nur eine soziale und pädagogische Innovation, sondern funktionierte auch als Emanzipations-Motor.

Weil sich im gleichen Zeitraum die Idee von der bürgerlichen Familie herausbildete und mit ihr die Überzeugung, dass sich ein Kind nur im privaten Rahmen und unter der Aufsicht der Mutter gut entwickeln könne, wurden die Kleinkinder-Verwahranstalten von Beginn weg als «widernatürliche» Einrichtungen kritisiert. Es bildete sich ein Spannungsfeld zwischen privatfamilialer und öffentlicher Kleinkindererziehung heraus, das bis in die Gegenwart nachwirkt.

Ähnliche Argumente, wie sie die SVP in jüngster Vergangenheit gegen die Basisstufe oder die Einführung von Hochdeutsch im Kindergarten einbrachte, kursierten schon zu Zeiten Fröbels: Die Kinder-Einrichtungen entfremdeten das Kind von seiner Mutter, seinen kulturellen Wurzeln und griffen in die familiäre Privatsphäre ein, klagten die Gegner. «Wir haben niemals verkannt», verteidigte sich Fröbel, «dass die Kinder in ihrem zarten Alter am besten in dem häuslichen Kreis erzogen werden, wenn die Mutter die hinreichende Zeit, die rechte Liebe und Weisheit zu ihrer Erziehung hat.» Dem stehe aber entgegen, dass man «den einen Teil der Eltern nicht von ihrem Broterwerb wegziehen und dem anderen nicht die Erziehungsweisheit einimpfen» könne.

Mit seinem Konzept der «professionellen Mutterschaft» etablierte der Pädagoge einen Kompromiss, der auch im Bürgertum die nötige Akzeptanz fand: Er entwarf seinen Kindergarten bewusst als Ergänzung und nicht als Konkurrenz zur Familie und legte der Kindergärtnerinnen-Ausbildung sogenannte mütterliche Kernkompetenzen wie Intuition, Empathie und Fürsorge zugrunde.

Am 28. Juni 1840 stiftete Fröbel im thüringischen Blankenburg den ersten Kindergarten, den er als Modell und Ausgangspunkt einer gesamtdeutschen Bewegung verstand. Das Modell wurde schnell exportiert. Bereits 1845 etwa wurde in Zürich Riesbach der erste Kindergarten in der Schweiz nach Fröbelschem Vorbild errichtet. Der Erfolg des Kindergartens erklärt sich laut Andreas Hoffmann einerseits damit, dass Fröbel nicht nur ein pädagogisches Konzept entwickelte, sondern mit seinen «Spielgaben», den Würfelkästen oder Verschränkstäbchen, auch didaktische Hilfsmittel lieferte. Andererseits sorgte der konfessionsneutrale Zugang seiner Pädagogik dafür, dass seine Ideen sowohl katholische als auch reformierte oder jüdische Vereine erreichen konnten.

Häfelischüler und Basteltanten

Die bürgerliche Frauenbewegung jedenfalls erkannte schnell, dass sich mit der öffentlichen Kleinkindererziehung eine neue standesgemässe Erwerbsmöglichkeit für Frauen auftat. So war der Kindergarten nicht nur eine pädagogische und soziale Innovation, sondern funktionierte im 19. Jahrhundert auch als Emanzipations-Motor und führte zur Errichtung von Ausbildungsstätten für Frauen. 1873 wurde in St. Gallen das erste Kindergärtnerinnen-Institut der Schweiz errichtet. Doch so pragmatisch und fortschrittlich das Konzept der professionellen Mütterlichkeit damals war, so sehr erwies es sich in der Folge als Bremsklotz.

Der Kindergarten ist zu einem Frauenbiotop geworden, in dem bis heute um professionelle Anerkennung und entsprechende Entlohnung gekämpft wird.

Auch bildungshistorisch sind die «Häfelischule» und die Ausbildung der «Basteltanten» Stiefkinder geblieben. Dabei spielt der Kindergarten gesellschaftlich eine zentrale Rolle: Gerade weil er an der Grenze zwischen Elternhaus und Schule angesiedelt ist, spiegelt er wie keine andere pädagogische Institution deren Werte. Er ist sozusagen das Experimentierfeld für die Erprobung gesellschaftspolitischer Ideen: Nicht umsonst nutzte die DDR den Kindergarten, um den Kindern «sozialistische Moral» einzuimpfen. Und zwar bis in das Sauberkeitstraining hinein: Zur festen Uhrzeit setzte man die Kinderschar auf das Töpfchen.

Es ist auch kein Zufall, dass 2010 der Stockholmer Kindergarten «Egalia» als erste Einrichtung mit Gleichstellung als pädagogischer Basis Schlagzeilen schrieb. Die Nähe zur Familie und damit die Mög-

lichkeit zur erzieherischen Intervention ist nirgendwo grösser. Als logische Folge entzündeten sich an keiner anderen pädagogischen Institution mehr Diskussionen: In der Schweiz löste zuletzt die Sexualkunde im Kindergarten Grabenkämpfe aus. Sie wurde als Eingriff in die elterliche Erziehungshoheit empfunden.

Kindergärten in der Schweiz

1826

wurde in Genf nach dem Vorbild der englischen Infant School eine Bildungseinrichtung für Kleinkinder eröffnet, deren Eltern einer Erwerbsarbeit nachgehen mussten. Es war die erste auf dem europäischen Kontinent.

1845

eröffnete in Zürich Riesbach der erste Kindergarten nach dem Vorbild Fröbels.

1873

wurde das St. Galler Kindergärtnerinnenseminar gegründet. Es verhalf Fröbels Idee zum Durchbruch.

<http://www.nzz.ch/nzzas/nzz-am-sonntag/kindergaerten-spielen-statt-pauken-ld.ld.814>

Schule ist so vereinheitlicht wie noch nie

Die obligatorische Schule ist heute so stark harmonisiert wie nie zuvor. Einzig beim Sprachunterricht hapert es: Hier lassen sich die Kantone kaum auf eine Linie bringen. Der Thurgau will das Frühfranzösisch abschaffen. In anderen Kantonen wird darüber diskutiert.



Diese Erstklässler im Kanton Aargau werden ab der dritten Klasse die erste, ab der fünften die zweite Fremdsprache lernen.

sdä Eigentlich hatten sich die Kantone 2004 darauf geeinigt, ab der 3. Klasse die erste, ab der 5. Klasse die zweite Fremdsprache zu unterrichten. Eine davon muss eine Landessprache sein.

Doch Abweichungen von diesem Harmonisierungsziel könnten nicht ausgeschlossen werden, heisst es in einem am Mittwoch veröffentlichten Bericht der Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK).

Zwar sei das vereinbarte Modell im kommenden Schuljahr in 23 Kantonen umgesetzt. Damit sei auch beim Sprachunterricht die Situation so einheitlich wie noch nie zuvor in der Schweiz.

Doch neben dem Thurgau könnten noch andere Kantone von der gemeinsamen Linie abweichen: In Luzern ist eine Volksinitiative hängig mit dem Ziel, auf der Primarstufe nur noch eine Fremdsprache zu unterrichten. Im Kanton Zürich wird eine solche lanciert.

Stimmvolk für Vereinheitlichung

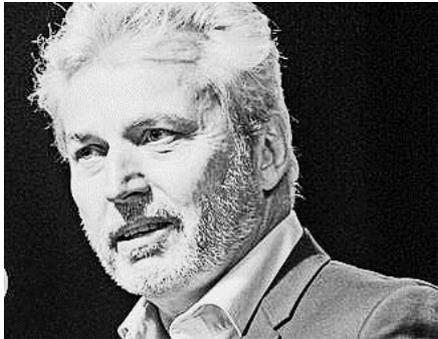
Dass das Schulsystem überhaupt vereinheitlicht wird, geht auf eine Abstimmung im Jahr 2006 zurück: Damals sagte das Volk Ja zum Bildungsartikel und damit zur Vereinheitlichung gewisser Eckwerte im Schulsystem: Etwa dem Schuleintrittsalter oder der Dauer und Ziele der Bildungsstufen.

Der Bericht der EDK wertet nun aus, wie gut diese Vereinheitlichung in den letzten neun Jahren gelungen ist und zieht ein positives Fazit: Ab dem kommenden Jahr wird die Sekundarstufe I erstmals in allen Kantonen der Deutsch- und Westschweiz drei Jahre dauern.

Ausserdem besuchen die Kinder heute in 17 Kantonen, darunter der gesamten Westschweiz, zwei Jahre den Kindergarten. In sieben weiteren Deutschschweizer Kantone können die Eltern bereits heute oder künftig wählen, ob ihre Kinder ein zweijähriges Angebot besuchen oder nicht.

<http://www.suedostschweiz.ch/politik/2015-07-01/schule-ist-so-vereinheitlicht-wie-noch-nie>

Eine Generation von Egomanen



Michael Winterhoff

Der Deutsche ist seit 30 Jahren Kinderpsychologe mit eigener Praxis und Autor mehrerer Bestseller. Sein neues Buch heisst «SOS Kinderseele.»

(Bild: Hanspeter Schiess)

Der deutsche Kinderpsychiater Michael Winterhoff warnt in seinen Büchern vor einer ganzen Generation entwicklungsgestörter Kinder, die nur tun, wozu sie Lust haben. Das Problem seien die dauergestressten Erwachsenen.

KATJA FISCHER DE SANTI

Herr Winterhoff, Sie schreiben, dass es normal sein sollte, dass ein Fünfjähriger den Tisch deckt. Und zwar gern, sofort, und ohne Murren. Ich wage zu behaupten, dass in vielen Familien genau das Gegenteil der Fall ist.

Michael Winterhoff: Ja, leider. Ich bin seit über 30 Jahren als Kinderpsychiater tätig und ich muss sagen, noch vor 20 Jahren war das überhaupt kein Problem. Die Kinder waren altersgemäss entwickelt und somit in der Lage, Aufträge auszuführen und Dinge zu tun, zu denen sie nicht immer gerade Lust hatten. Für viele Kinder ist das heute ein grosses Problem. Weil sie auf dem Entwicklungsstand eines Kleinkindes stehen geblieben sind.

Das klingt drastisch; wie äussert sich das bei Kindern, die zu Ihnen in die Praxis kommen?

Winterhoff: Die nehmen mich gar nicht wahr, wenn ich den Raum betrete, eine angemessene Begrüssung ist nicht möglich. Sie haben kein Unrechtsbewusstsein, sehen ihr Fehlverhalten nicht, arbeiten nur nach Lust und Laune und nicht entsprechend ihres Alters und ihrer Intelligenz.

Haben die Eltern dieser Kinder in der Erziehung komplett versagt?

Winterhoff: Es ist keine Frage der richtigen oder falschen Erziehung. Alle Eltern, die in meine Praxis kommen, wollen nur das Beste für ihr Kind, sind bemüht, engagiert. Das Problem ist: Viele Eltern rutschen in eine Symbiose hinein. Das heisst, sie erleben das Kind als Teil ihrer selbst. Und somit reagieren die Eltern, als wäre ihr Kind ihr eigener Arm. Eltern in einer Symbiose können nicht Nein sagen. Denn wenn das Kind mault, dann haben sie Armschmerzen. Viel einfacher ist es da, dem Kind zu geben, was es will.

Das heisst, Eltern erfüllen die Bedürfnisse ihrer Kinder allzu schnell. Aber ist Weinen und Schreien lassen wirklich besser?

Winterhoff: Nein, es sollte gar nicht so weit kommen. Das Problem ist doch, Kinder werden gar nicht mehr als Kinder gesehen. Sie sollen wie kleine Erwachsene frei entscheiden können, was sie essen, was sie anziehen, wann sie schlafen. Das überfordert Kinder zuerst und bestärkt sie später in ihren Allmachtsphantasien. Sie haben das Gefühl, dass sich die Welt um sie dreht.

Viele Eltern diskutieren sehr ausgiebig mit ihren Kindern. Ein Indiz für eine symbiotische Beziehung?

Winterhoff: Durchaus. Ein Beispiel: Ich bitte mein Kind, den soeben heruntergefallenen Stift aufzuheben. Wenn es dieser Bitte nicht nachkommt (was bei jedem Kind vorkommt), wäre das ein freches Verhalten. Daher lasse ich das Kind links liegen oder schicke es auf sein Zimmer. In der Symbiose hingegen verstehe ich nicht, warum das Kind das nicht tut und beginne zu diskutieren.

Warum rutschen immer mehr Eltern in diese Symbiose hinein?

Winterhoff: Diese Eltern-Kind-Symbiose hat man früher nur bei psychisch kranken Eltern beobachtet. Aber seit ungefähr 2003 begegnet sie mir in der Praxis, und zwar bei psychisch total gesunden Eltern. Dies weil sich unsere Gesellschaft sehr ungünstig verändert hat – für uns Erwachsene. Vielen Leuten fehlt die Orientierung. Ein Kind gibt ihrer Existenz oftmals erst einen Sinn. Das Glück des Kindes wird so zum Glück der Eltern.

Gibt es eine Chance, aus dieser Symbiose rauszukommen?

Winterhoff: Als erstes sollte man dafür sorgen, dass man zu sich kommt. Ein langer Waldspaziergang von vier bis fünf Stunden, alleine ohne Smartphone kann viel bringen.

Ein Spaziergang, und aus meinem tyrannischen Kind wird ein Musterknabe?

Winterhoff: So schnell geht es nicht, aber es ist ein Anfang. Zumal es eben nicht darum geht, das Kind zu ändern, sondern zuerst sich selbst! Die meisten Eltern sind gehetzt, genervt, gestresst. Und das ist extrem ungünstig für Kinder. Kinder brauchen Eltern, die in sich ruhen. Die Ruhe der Eltern überträgt sich auf das Kind und umgekehrt.

Eine Frage zur Schule: Was halten Sie von modernen pädagogischen Formen, wie etwa dem freien Lernen?

Winterhoff: In Nordrhein-Westfalen gibt es schon seit 15 Jahren keine Lehrer mehr, sondern nur noch Lerncoaches; und es ist ein Jammer, diese Kinder können immer weniger. Denn unsere emotionale und soziale Psyche bildet sich nur am Gegenüber. Fehlt dieses Gegenüber, zuerst im Elternhaus und dann auch noch in der Schule, dann haben diese Kinder keine Chance, sich richtig zu entwickeln.

Der Vorteil dieser offenen Lernformen ist doch, dass jeder Schüler in seinem Tempo lernen kann?

Winterhoff: Dieser offene und freie Unterricht wäre, wenn überhaupt, nur für Kinder geeignet, die sich optimal entwickelt haben, die intelligent sind und deren Eltern bereit sind, zu Hause den Stoff nochmals zu festigen. Aber diese Bedingungen haben die wenigsten.

Also zurück zu autoritären Lernformen?

Winterhoff: Nein. Ich bin 1955 geboren, ich habe autoritäre Erziehungsformen erlebt. Prügel zu Hause und in der Schule. Aber diese Zeit ist gottlob vorbei. Was ich fordere sind Lehrer, welche eine Klasse führen, den Unterricht klar strukturieren und zu ihren Schülern eine Beziehung aufbauen.

Sie sind also gar kein Disziplin-Pädagoge, wie Sie von Ihren Kritikern gerne bezeichnet werden?

Winterhoff: Nein, den Begriff mag ich gar nicht. Mir ist es nie um Disziplin gegangen, ich verabscheue Strafen, die bringen gar nichts. Man kann ein Kind nicht mit Strafen und Strenge auf den richtigen Entwicklungsstand bringen, sondern nur durch Nachreifung. Etwa durch gute Lehrer.

Aber es gibt doch noch ein paar Kinder, die entwickeln sich normal.

Winterhoff: Die gibt es noch und die gibt es in der Schweiz noch mehr als in Deutschland. Denn je städtischer eine Gesellschaft wird, desto hochgedrehter ist der Erwachsene, und das hat enorme Auswirkungen auf die Kinder.

Also ab aufs Land und viel im Wald spazieren?

Winterhoff: Aber ja, wenn Sie es können.

<https://www.tagblatt.ch/aktuell/panorama/panorama/Eine-Generation-von-Egomanen;art253654,4276878>

srf, 2. Juli 2015

Frühenglisch: Es bringt nichts

Jo Siegler

Wer frühzeitig und spielerisch den Umgang mit einer Fremdsprache übt, wird sie ein Leben lang beherrschen und sich in der harten Realität des globalen Wettbewerbs besser behaupten. Falsch! Eine Studie der Universität Zürich stellt den Nutzen von allzu frühem Englischunterricht in Frage.

«Meine Karriere beginnt im Kindergarten!» – dieser Slogan zierte vor wenigen Wochen das T-Shirt eines kleinen Mädchens. Ein Scherz? Oder eben doch bitterer Ernst? Wie auch immer, dieser T-Shirt-Aufdruck lässt auf einen weit verbreiteten gesellschaftlichen Anspruch schliessen, der seit langem in den Köpfen Vieler verankert und nirgendwo deutlicher ablesbar ist als beim Thema Frühenglisch: Nur ja früh genug damit beginnen, dann ist das Kind und mit ihm das Seelenheil der Familie gerüstet für den Überlebenskampf in der kalten Wirtschaftswelt.

Früh übt sich – nicht immer

Doch wie so oft im Leben: ganz so einfach ist es leider nicht. Der Grundsatz «Früh übt sich» lässt sich nicht auf jede beliebige Lebenssituation übertragen. Wer sich nicht die Mühe gemacht hat, sich einen anglophonen Lebenspartner zu angeln und diesen die Kinder konsequent zweisprachig erziehen zu lassen, kann das «Versäumte» mit möglichst frühem Frühenglisch nicht wett machen. Im Gegenteil: Es kann sogar stören.

Studie zum Download PDF der Frühenglisch-Langzeitstudie von Simone Pfenninger

Die Sprachforscherin Simone Pfenninger vom Englischen Seminar der Universität Zürich belegt mit ihrer Studie, dass ein allzu früher Start in eine Fremdsprache sich mitunter signifikant negativ auf die Leistungen der Lernenden auswirkt: und zwar auf die schulische Erstsprache Deutsch.

Frühlerner schnitten nicht besser ab

Für ihre Studie gewann sie zunächst zwei Gruppen von gut 200 gleichaltrigen Schülerinnen und Schüler in fünf Zürcher Gymnasien – alle zwischen 13 und 14 Jahre alt. Die eine Gruppe hatte bereits mit acht, die andere erst vor Kurzem mit dem Englischunterricht begonnen.

Nach sechs Monaten führte Simone Pfenninger eine erste Erhebung durch: Sie zeigte erstaunlicherweise keinen grossen Vorteil für die Frühlerner-Gruppe. Die Gruppe der Spätlernenden – die sich länger ausschliesslich mit ihrer Muttersprache beschäftigt konnte – hatte schnell aufgeholt und war sogar in den Bereichen Grammatik, Sprachfluss, Struktur und Inhalt deutlich besser. Einzige Einschränkung: Spätlerner füllten noch vorhandene Lücken im Wortschatz eher durch den Wechsel ins Deutsche – so genannte «Code-Switchings» – als ihre jüngeren Kollegen. Sie hatten auch einen etwas kleineren englischen Wortschatz.

Studie empfiehlt: Biologieunterricht auf Englisch

Kurz vor den jeweiligen Maturprüfungen gab es dann einen zweiten Test: Jetzt waren überhaupt keine Unterschiede mehr zwischen den beiden Gruppen zu finden. Wer allerdings Deutsch allgemein gut lesen und schreiben konnte, war auch bei der zweiten Datenerhebung immer noch im Vorteil beim Umgang mit Englisch – völlig unabhängig vom Alter zu Lernbeginn der Fremdsprache.

Aus ihrer Studie leitet Simone Pfenninger den Schluss ab, dass es noch einmal gründlich zu überdenken ist, wann der richtige Zeitpunkt zum Erlernen einer Fremdsprache gekommen ist. Sie empfiehlt, gerne wieder etwas später, in der Oberstufe, damit zu beginnen – dafür aber umso intensiver: mit so genanntem Immersions-Unterricht, bei dem ein oder mehrere Schulfächer wie zum Beispiel Biologie oder Mathematik auf Englisch abgehalten werden.

Die Zeit davor sollte man dafür nutzen, den Schulkindern möglichst gute Kenntnisse der Erstsprache Deutsch zu vermitteln und ihnen damit die Möglichkeit zu geben, ihre dann guten Lese- und Schreibfähigkeiten in der Erstsprache auf die Zweitsprache anzuwenden. Das würde deren Erwerb deutlich erleichtern.

Die Diskussion ist eröffnet

Kritiker mögen richtig liegen, wenn sie behaupten, Simone Pfenninger habe bisher noch zu wenige SchülerInnen getestet – und diese auch nur an Gymnasien. Doch ihre Ergebnisse zeigen an, dass die Forschungen bezüglich Frühenglisch unbedingt weiter gehen müssen und der momentane Zustand an den Schulen noch kein endgültiger sein kann. Weitere Diskussionen sind erwünscht und seien hiermit eröffnet!

Sendungsbeitrag zu diesem Artikel

- [Dieser Link öffnet das Video in einem neuen Fenster.](#)
[Video «Frühenglisch: Es bringt nichts!» abspielen](#)

Frühenglisch: Es bringt nichts!

Aus [Einstein](#) vom 2.7.2015

Je früher, desto besser: Dies trifft für den Fremdsprachen-Unterricht an den Primarschulen nicht zu. Eine Zürcher Sprachwissenschaftlerin stellt fest: Weitaus wichtiger für das Erlernen einer Fremdsprache sind Intensität des Unterrichts, Motivation der Schüler – und gute Kenntnisse der Muttersprache.

<http://www.srf.ch/wissen/lernen-gewusst-wie/fruehenglisch-es-bringt-nichts>

Falsche Propheten der Schulentwicklung



Gymnasiallehrer und Mitglied des Forums Allgemeinbildung Schweiz

Wie das Tagblatt berichtete, trat im letzten November am Hochschultag der PH St. Gallen der Reformpädagoge Otto Herz auf. Eine seiner Botschaften lautet, man solle Menschen nicht wie in Diktaturen abrichten und in Demokratien unterrichten, sondern für eine freie Gesellschaft aufrichten. Wer ist dieser Experte, der mit einem geistreichen Wortspiel den alltäglichen Unterricht ins Zwielicht der Unterdrückung stellt? Otto Herz war von Mitte der 70er-Jahre bis ins Jahr 2010 Mitglied des Trägervereins der Odenwaldschule. In dieser Reformschule wurden von 1960 bis 2010 mindestens 132 Schüler Opfer sexuellen Missbrauchs, so sagt es der Abschlussbericht.

Johannes von Dohnanyi, Journalist und einst selber Odenwaldschüler, schrieb in der Wochenzeitung «Die Zeit», dass die Schule doppelt Schuld auf sich geladen habe, «in Gestalt der Täter und in Gestalt derer, die wegsahen. Als der Skandal 1998 zum ersten Mal öffentlich wurde, taten die Schule und ihr Betreiber, der Trägerverein und sein Vorstand, alles, um diesen Schandfleck zu vertuschen.» Ich möchte wissen, wie Otto Herz im Trägerverein seine Verantwortung wahrgenommen hat. Dann bin ich allenfalls bereit, seine Botschaften zu hören.

Die Gemeinde Diepoldsau will sich dem Projekt «Schulen der Zukunft» anschliessen. Beteiligt ist offenbar Gerald Hüther; der Schulpräsident wird im Tagblatt so zitiert: «Sie liegen schon richtig, dass Herr Hüther bei uns Einfluss hat.» Gerald Hüther macht mit seinem Auftritt Eindruck. Auf der Netzseite «Schulen der Zukunft» nennt er sich «Professor für Neurobiologie der Zentralstelle für neurobiologische Präventionsforschung», auf seiner eigenen Netzseite lautet die Anschrift «Prof. Dr. Gerald Hüther, Neurobiologische Präventionsforschung, Universitätsmedizin Göttingen, Georg-August-Universität».

Die Frage nach dem Vertrauen

Anders steht es im Artikel «Die Stunde der Propheten», der im September 2013 in der «Zeit» erschien. Ich lese, dass es eine wissenschaftliche Disziplin «neurobiologische Präventionsforschung» nicht gibt, dass die «Zentralstelle» in Wahrheit Herrn Hüthers kleines Büro ist, dass er selber nie auf einem Lehrstuhl gelehrt oder geforscht hat und nur den Titel eines ausserplanmässigen Professors führt, der ehrenhalber verliehen wird, dass er insbesondere auf dem Gebiet von Bildung und Pädagogik nie Forschungen durchgeführt hat. Im «Lebenslauf» seiner Netzseite lese ich, dass er die Zentralstelle im Sommer 2012 aufgelöst hat und als wissenschaftlicher Mitarbeiter an einem Institut der Universität «teilzeitbeschäftigt» ist. Warum beruft sich dieser Experte heute noch auf seine zweifelhafte Zentralstelle? Wie viel Vertrauen verdient einer, der Titel und Tätigkeit aufbläst, um Eindruck zu machen? Gemäss «Die Zeit» und «Der Spiegel» war Hüther

verantwortlich für ein Projekt der «Sinn-Stiftung». Als es auf einer Alp zu sexuellen Übergriffen auf Kinder kam, habe Hüther die Stiftung verlassen.

Herkunft und Geschichte prüfen

Verschiedene Experten werben mit dem Schlagwort der Lernpartnerschaft. Den Gedanken, dass der Lehrer Partner der Schüler sein soll, hat in den 50er-Jahren des letzten Jahrhunderts Friedrich Oetinger bekannt gemacht, im Buch «Partnerschaft, Die Aufgabe der politischen Erziehung». «Oetinger» ist ein Deckname; im Dritten Reich publizierte der Autor unter seinem richtigen Namen Theodor Wilhelm. 1944 schrieb er: «Die europäische Front gegen das Judentum scheint geschlossen. Der europäische Geist ist auf seinem Wege zu sich selbst um ein Hindernis leichter geworden.» Für seine Partnerschaft verwies Wilhelm nach dem Untergang des Dritten Reiches auf den «militärischen Bereich» und nannte als Vorbild die «Fallschirmtruppen» und die «Spezialverbände zur Partisanenbekämpfung». Partisanenbekämpfung war eine Tarnbezeichnung für den Völkermord.

Ich meine nicht, dass ein Nazi ist, wer die Partnerschaft beschwört. Ich meine aber, dass die Begriffe auf ihre Herkunft und Geschichte zu prüfen sind. Auch wer für teures Geld als Schulentwickler auftritt, muss sich prüfen lassen. Geld ist heute im Bildungswesen knapp. Ein anderes Kapital ist das Vertrauen. Auch mit diesem Kapital sollte man sorgsam umgehen.

<http://www.tagblatt.ch/intern/meinungen/meinung/Falsche-Propheten-der-Schulentwicklung;art120369,4278027>

Für praxisnäheren Lehrplan

Was ist die Aufgabe eines koordinierenden, zeitgemässen Deutschschweizer Lehrplans? Wünschenswert wäre es, wesentliche Bildungsziele in Form von Jahreszielen festzulegen. Wichtige Inhalte mitsamt Grundkompetenzen sollen für alle kantonalen Lehrpläne verbindlich erklärt werden. Auf diese Weise wird unser Bildungssystem vernünftig koordiniert, ohne deswegen die kantonale Schulhoheit auf den Kopf zu stellen. Ist diese Aufgabe zufriedenstellend gelöst worden? Nein, in keiner Weise. Wer den 470seitigen Lehrplan konsultiert, fragt sich, wo die verbindlichen Jahresziele zu finden sind und was mit dem Dschungel der vielen Teilkompetenzziele eigentlich bezweckt wird. Ohne eine vernünftige Anzahl Jahresziele in den Hauptfächern

ist ein gemeinsamer Klassenunterricht nur in reduziertem Umfang möglich. Offensichtlich haben Bildungsexperten aus dem Auftrag einer vernünftigen Bildungsharmonisierung eine Bildungssteuerung und Ideologisierung für die Volksschule gemacht, ohne dazu vom Volk wirklich legitimiert zu sein. Nicht einmal der Übergang vom Kindergarten in die Primarschule wurde interkantonal im Lehrplan 21 geregelt! Als Stimmbürger erwarte ich, dass meine Steuergelder nicht in ein risikoreiches Projekt ohne erkennbaren pädagogischen Mehrwert investiert werden. Stoppen wir dieses Vorhaben und sorgen wir dafür, dass ein praxisnäherer interkantonaler Lehrplan mit klaren Bildungszielen unserer Volksschule den Weg in die Zukunft weist. Ja zum Austritt aus dem HarmoS-Konkordat.

Michael Fitzi

Bahnstr. 10, 9422 Staad

srf, 3.7.2015

«Arena»: Harmonisierung der Volksschulen: Fluch oder Segen?

Wie schlimm steht es um die Volksschule?

Sechs Jahre nach der «HarmoS»-Reform wird in der «Arena» Bilanz gezogen. Eine Erfolgsgeschichte, betonen die einen. Ein Fehlschlag, sagen die anderen. In nur wenigen Punkten waren sich die Diskutanten einig. Bildung ist das höchste Gut. Und: Die internationale Konkurrenz schläft nicht.



HarmoS hat die Vereinheitlichung des Schulsystems auf Volksschulstufe zum Ziel. Doch ist die Reform eine Erfolgsstory oder ein Fehlschlag? Sechs Jahre nach seiner Etablierung ist HarmoS umstrittener denn je – und damit ein Thema für die «Arena».

[→ Sendung Bild anklicken!](#)

Es diskutieren:

Chantal Galladé, Nationalrätin SP/ZH

Verena Herzog, Nationalrätin SVP/TG

Christoph Eymann, Präsident Erziehungsdirektoren-konferenz, Erziehungsdirektor BS

Chris von Rohr, Rockstar, Buchautor, Vater

Als Experte:

Beat Zemp, Präsident des Schweizerischen Lehrerinnen- und Lehrerverbands (LCH)

An den Lehrern liegt es nicht

In einem Punkt sind sich die Diskutanten einig: Stellten ausgewählte Studien den Schweizer Schulen ein mässig gutes Zeugnis aus, könne dieses Resultat nicht an den Lehrern liegen.

Die Politik sei schuld, sagte Nationalrätin Verena Herzog (SVP/TG), nicht die Lehrkräfte. Und auch Christoph Eymann, Präsident der Erziehungsdirektoren, sagt, dass die Lehrer eine «hervorragende Leistung» erbringen.

Uneinig sind sich die vier Gäste in der «Arena» hingegen in der Frage, inwieweit HarmoS wirklich für Einheit Sorge. Eymann wertet die Reform als Chance, den Kantönligeist zu überwinden.

Aber Rockmusiker Chris von Rohr sieht durch die sukzessiven Reformbestrebungen erst Unruhe in die bestehende Ordnung gebracht.

Frage der Fremdsprachen

Uneinigkeit besteht auch in der Frage nach dem Erlernen von Fremdsprachen: Für einmal steht aber weniger die Priorität im Vordergrund – der Punkt, ob Englisch oder einer Landessprache der Vorzug einzuräumen sei.



[Dieser Link öffnet das Video in einem neuen Fenster.: Video «Landessprache oder Englisch zuerst?» abspielen](#)

Landessprache oder Englisch zuerst?

Strittig ist stattdessen die Frage, ob zwei Fremdsprachen auf Volksschulstufe für die Kinder nicht grundsätzlich eine Überforderung bedeute. Verena Herzog meint, dass Kinder im Erlernen von Deutsch und Mathematik genug Probleme hätten.

Dagegen wünscht sich Nationalrätin Chantal Galladé (SP/ZH), dass man die Vielsprachigkeit – auch zum Austausch von Kulturen – noch weiter entwickle. Grundsätzlich spricht sie sich in der Frage nach den Fremdsprachen aber für die mit HarmoS eröffnete Wahlfreiheit aus.



[Dieser Link öffnet das Video in einem neuen Fenster.: Video «Lehrplan 21: Kompetenzen statt Wissen» abspielen](#)

Lehrplan 21: Kompetenzen statt Wissen

Streitpunkt Lehrplan 21

Für den Lehrplan 21 bricht Experte Beat Zemp, Präsident des schweizerischen Lehrerinnen- und Lehrerverbands (LCH), eine Lanze. Die Kinder würden der internationalen Konkurrenz standhalten, wenn sie statt bares Wissen auch Kompetenzen erlernten.

Doch weder von Rohr noch Herzog können sich für den Lehrplan 21 erwärmen. Von Rohr macht ihn für die hohe Zahl an Burnouts bei den Lehrern mitverantwortlich. Und Herzog erachtet den Lehrplan nicht als der Mühe wert: Schon vor HarmoS habe man auf Kompetenzen gesetzt. «Warum muss man das jetzt in einem Buch niederschreiben?»

Was sollen Kinder lernen?

Die Diskussion läuft damit auf die Frage hinaus, was die Kinder in der Schule eigentlich lernen sollen. Herzog bedauert, dass heute viele Handwerker-Berufe nicht mehr besetzt werden können.

Sie fordert deshalb, dass man Schüler derart ausbildet, dass man sie «brauchen kann». Galladé hält entgegen, dass ein Kind nicht auf einen Beruf «abzurichten» sei, sondern in der Vielfalt fürs Leben lernen möge.

Der Eindruck von Herzog und von Rohr, dass die Volksschule teuer, aber nicht effizient sei, muss Eymann korrigieren: 95 Prozent der Schweizer Schüler würden auf Sekundarstufe 2 abschliessen. Insofern sei die Schweiz im internationalen Vergleich «top».

Eine unerlässliche Klammer für das Land

Eyman schreibt der öffentlichen Schule weiter einen Wert zu, den private Schulen nicht leisten könnten: «Die Volksschule ist praktisch noch die einzige Klammer für die gesamte Bevölkerung, die dieses Land hat.» Denn das Welschlandjahr gebe es nicht mehr, und auch die Rekrutenschule habe an Bedeutung verloren.



Dieser Link öffnet das Video in einem neuen Fenster.: Video ««Von wem würden Sie abschreiben?»» abspielen

«Von wem würden Sie abschreiben?»

Ferner sei die Durchlässigkeit die Errungenschaft, der sich die reformierte Volksschule rühmen kann. Nicht jedes Kind weise die gleiche Lerngeschwindigkeit auf. Und HarmoS mache es heute möglich, dass ein Handwerker auch noch an die Uni gehen kann.

Die Diskutanten in der «Arena» erinnern sich im Verlauf der Sendung lebhaft an ihre eigene Schulzeit zurück. Grund genug für Moderator Jonas Projer, die Gäste mit einer pikanten letzten Frage in diese schon länger vergangene Zeit zurückzusetzen.

Artikel:

<http://www.srf.ch/news/schweiz/arena-harmonisierung-der-volksschulen-fluch-oder-segen>

Sendung:

<http://tp.srgssr.ch/p/inline?urn=urn%3Asrf%3Aais%3Avideo%3A09d0d11e-ffb1-457b-8754-0a892d64739c&autoplay=true&legacy=true&width=624&height=351&playerType=>